
Journal des Luxus und der Moden.

August 1788.

I.

Philosophische Phantasien

über

das beliebteste Spiel unsers Jahr-
hunderts.

Alle Unterhaltungsspiele, sie seyen noch so scharfsinnig erdacht, sind dem Wechsel der Mode unterworfen. Die, welche sich, in Vergleichung mit andern, am längsten in Ansehen erhalten, und besonders in cultivirten Ständen die meisten Hände und Köpfe beschäftigen, verdienen ohne Zweifel die Aufmerksamkeit des philosophischen Beobachters der Menschen in vorzüglichem Grade. Ganz besonders hat demnach das noch immer allgemein unter uns beliebte L' Sombre*) Anspruch auf diese Aufmerksamkeit; denn

kein

*) Das L' Hombre ist ohnstreitig Spanischen Ursprungs, dieß beweisen nicht allein sein Name selbst, sondern auch

die

kein Conversationspiel hat sich fast das ganze laufende Jahrhundert hindurch so anhaltend in Präminenz erhalten, keines hat in so verschiedenen Zeiträumen so augenscheinlich über den gewaltsamen Wechsel der Moden den Sieg davon getragen, keines gewinnt bis diese Stunde noch fortan so viele neue Verehrer, als eben dieses Lieblingsspiel unsrer Herrn und Damen in adelichen und bürgerlichen Ständen. Sein Reiz fesselt den Königssohn, und die Princessin im vergoldeten Zimmer so sehr, als den schmutzigen Schreiber mit der Feder hinterm Ohr in der rauchigten Amtsstube, in Gesellschaft eines hungrigen Wikars auf dem Lande. Ich getraue mir, zu behaupten, daß bloß in den vordern Reichskreisen Deutschlands jeden Winterabend über 12000 Menschen am L'Hombreische sitzen, und daß bey sehr vielen Anlässen, an vielen einzelnen Tagen, die Triplirung dieser Zahl, ohne es zu übertreiben, angenommen werden könne. Wer möchte daher den Einfluß läugnen, welchen eine beynahe unzählige vielfache Beschäftigung wirklich unvorzählbarer Hände nur in den Stunden eines Jahres, die damit gefüllt sind, nach deren Abfluß als Resultat zurücklassen muß? Wer möchte über diesen Einfluß als geringfügig und unbedeutend mit Verachtung wegsehen, da jede andre Leidenschaftliche

die ihm eigenen Kunstwörter, s. E. Espadilla, Manilla, Basta, Punto, Matador, Codillo, Chasco u. s. w. die alle acht spanisch sind, und einen Kampf anzeigen. Die Spanische Redensart, *Lugar al Hombre*, L'Hombre spielen, oder, wie es auch heißen kann, auf oder gegen den Mann spielen, drückt, dünkt mich, den Charakter und Gang des L'Hombre-Spiels zu bestimmt aus, als daß man seinen Ursprung darinn verkennen sollte.

liche Beschäftigung, nach allgemeinem Geständnisse bedeutende Folgen auf den sittlichen Charakter, auf Stimmung und Laune, auf Bervollkommnung und Verunstaltung der moralischen Bildung des Menschen durchgängig hat. Bey dieser in Frage stehenden Beschäftigung trifft sonderlich so gar viel zusammen, was sonst für äußerst wichtig geachtet wird: denn

- 1) Sie ist nicht vorübergehend, wie sehr viele andre momentane Vergnügungen.
- 2) Sie fesselt mit verdecktem Reize; die Lockung dazu wirkt in der Stille, beynahe ganz unmerklich, und doch vielen tausenden unwiderstehlich.
- 3) Die Jugend, wie das Alter, hat zu dieser Beschäftigung Zugang, und verstrickt sich in derselben, wie in den Zauberneßen irgend eines andern Enthusiasmus, (oder doch beynahe so.)
- 4) Diese leidenschaftliche sehr oft wiederholte Beschäftigung strengt die höhern Geisteskräfte sehr merklich an, erfordert Feinheit des Verstandes, übt den Scharfsinn, und ist eine Schule der Behutsamkeit und List, welche jedoch durch Convention immer beschränkt wird.
- 5) Diese Beschäftigung afficirt Kopf und Herz, veranlaßt sehr oft mehr Unlust als Vergnügen, und wird dennoch wieder aufgesucht.

Doch ich muß mehr speciell: charakteristische Merkmale sammeln, wenn ich den Bey zu interessanten Bemerkungen über dieses Spiel und dessen häufigen Gebrauch unter uns finden, und mit Vermuthungen der wahrscheinlichsten Resultate dieses häufigen Gebrauchs begleiten soll.

Es gehört zum Modetone unseres Decenniums, ja zu einem Theile der cultivirten Erziehung unserer feinern Jugend schon seit mehreren Decennien, dieses Spiel zu lernen, d. h. dasselbe mechanisch mit machen zu können, es praktisch zu verstehen, mit ritterlichen Ernste (cavalierement) über manche individuelle darin vorkommende Fälle urtheilen, absprechen, entscheiden zu können, u. s. w. Sollte es nicht auch einmal vergönnet seyn, ein Paar Blätter mit philosophischen, wenn gleich ungewöhnlichen und allerdings vielen gewiß bizarr klingenden Raisonsnemens über eben dieses Spiel in ein Journal unsrer Cultur einzurücken zu dürfen? — Laßt uns einen Versuch neuer Art wagen!

Es werden bey jedem L'Hombrespiel folgende Hauptvoraussetzungen angenommen:

Einer wagt's in kriegerischem Sinne es mit zwey Verbündeten aufzunehmen, und hofft, in Zuversicht auf gewisse Kräfte, den Sieg über sie beyde davon zu tragen. Seine Hoffnung gründet sich entweder auf evident überlegene ganz unstreitbare Kräfte, die jeden möglichen Angriff seiner Gegner vereiteln, oder denselben doch bey der geringsten Vorsichtigkeit zu nichte machen; oder auf sein kluges Venehmen bey minder zuverlässiger oder selbst zweifelhafter Ueberlegenheit; auch auf gewisse Wendungen des Glücks, die ihn bey seiner Schwäche begünstigen können. Vom ersten Falle ist nicht der Mühe werth zu reden. Verstand und Scharfsinn hat dabey so viel als nichts zu thun. Was ist aber ein Streit, was ist ein Spiel ohne bedeutende Reaction? und ohne Fährlichkeit? — Zum gelindesten gesprochen, wenigstens keine Unterhaltung, weder für den Zuschauer noch für den Kinger auf dem Kampfplatze

plazt selbst; in keinem Betrachte eine anziehende gesellschaftliche Unterhaltung für nicht ganz müßige oder stumpf Köpfe.

Also vom zweyten Falle ist die Rede! Gespannte Erwartung und Suspension ist ohne Ungewisheit des Ausgangs, ohne Gefahr des Mislingens nicht denkbar. Der eine, der es mit zweyen Verbündeten aufzunehmen sich entschließt, muß wohl zum Theil gerüstet seyn, muß eigene ihm beywohnende oder (immanente) Kräfte haben, darf aber darneben fast immer auf die Beyhülfe gewisser äußerer Momente rechnen, welche gleichsam in den Händen seiner Feinde selbst ruhen. Nämlich bey diesen Verbündeten finden vorzüglich folgende Besonderheiten Statt:

1) daß sie einander ihre Kräfte, womit sie den gemeinschaftlichen Gegner zu besiegen hoffen können, nicht vertrauen, oder, wie andre Bundesgenossen, darüber sich berathen dürfen.

2) daß der Belang dieser Kräfte, so bedeutend sie colleeptive genommen scheinen mögen, durch Vertheilung sich gar sehr verringern kann, so daß fast gar keine fortlaufende Series von Größen, gar keine Reihe von Gattungen (dem etwa zum Fortzählen verführenden Individuenbetrage nach) Statt findet;

3) daß die zwey Verbündeten einander nicht nach Wunsch willkürlich zu Hülfe eifen dürfen, sondern durch conventionelle Fehde, Gesetze gebunden, die Zeit, wann ihre Kraft wirken darf, bestimmter Ordnung gemäs, abwarten müssen, und darüber öfters in vergeblicher Rüstung mit oder ohne Schuld sich verspäten;

4) daß es jedem dieser zwey Verbündeten rechtlich vergönnt ist, im Hochgefühl eigener Ueberlegenheit, seinem Bundesgenossen untreu zu werden, und in der Mitte oder am Ende des Gefechts mit einemmal, als Selbstchampion, auf-

zutreten, und bloß in Rücksicht auf sich allein, wo möglich, den Sieg ganz an sich zu reißen.

Der Haupt-Held im Streite ist auf diese vier Rücksichten sehr aufmerksam, und benützt jede derselbigen nach seiner Situation.

Ad 1) Die wechselseitige Unbekanntheit seiner zweien der allgemeinen Absicht nach vereinigten Gegner, ihre Ungewißheit über das Maas ihrer widerstrebenden Kräfte selbst, (in gesammter Intension genommen) dient ihm oft gar bedeutend, und hilft immer seinem Muth auf, indem die elbe sie zu Misstrauen, zu Zaghaftigkeit, oder zu unschicklicher Kühnheit verleitet. Wohl ihm, wenn er das Mißverständniß unter ihnen, bis sich der Sieg neigt, zu unterhalten vermag! Wohl ihm, wenn er sie ins Gedränge führt, sich wechselseitig zu verwunden, sich selber aufzureiben; wozu oft ein einziger schiessfallender Schlag in diesem Kampfe schon genug ist! Aber diese ihm so vortheilhafte wechselseitige Unkunde hat manchmal gar frühzeitig ein Ende, wenn seine Gegner Scharfsinn mit langer Erfahrung verbinden; denn ein einziger Act, ein einziger Angriff, eine einzige Rücksicht des Einen verständiget oft den Andern gänzlich, so daß er die völlige Lage seines Freundes, und den Anzug entweder der vorschwebenden Gefahr, oder des nahenden Glücks mit einemmale zu übersehen im Stande ist, und fortan vorbeugen oder ausweichen kann, als ob ihm alle und jede (freundliche und feindliche) Kräfte einzeln vergezählt wären.

Ad 2) Wertheilung der reagirenden Macht kommt der Schwäche des Helden im Spiele insonderheit durch den Zwang einer gewissen rechtlichen Ordnung zu statten, welcher

her gemäß nemlich der Champion fordern kann, daß ihm, so oft er mit einer gewissen Art von Kräften hervorrückt, von den beyden Verbündeten mit Kräften ähnlichen Schlags und gleichen Geschlechtes begegnet werden; fordern kann, daß seine jedesmal preisgegebene Kraft entweder durch verstärkte Verwendung homogener Reaction dahingenommen, oder als überlegen anerkannt, und mit einem gewissen Triumphe zurückzukehren eingeräumt werde, in welchem Falle jedesmal von beyden Bundsgeossen ein Theil ihrer homogenen Kräfte (so lange sie dergleichen besitzen) der Triumpfherrn, als Sieges:Zeichen, mit nach Hause gegeben werden müssen. Diese abzugebende Sieges:Zeichen sind bald mehr, bald minder kostbar, d. h. sie involviren immer zwar einigen Verlust, veranlassen immer bey beyden Geossen einige Erschöpfung, sind aber doch öfters von sehr geringen Gehalte, und fördern oft selbst durch ihre Beseitigung, und in so ferne mit ihrem Verluste der Freund unschuldige Winke erhält, und über den wesentlichen Rest der übrigen Kräfte verständiget wird, zu glücklichem Ausgange. Der Held der Fehde nun hat wohl zu betrachten, wie viel er an höhern Kräften vermag? wie viel er bey seinen Gegnern vermuthen darf? und wie er dieselbe für vertheilt annehmen kann? Glaubt er sie durch stolzes Herausfordern erschöpfen zu können, und ihre Kräfte sind wirklich sehr vertheilt, so daß ihm beyde zugleich hochschätzbare Sieges:Zeichen zuwerfen müssen, so ist freylich das Treffen meistens gewonnen, und er kann zuletzt dann manchmal mit einer äußerst gering scheinenden Kraft, wenn jenseits keine ähnliche (die selbiger entsprechen oder begegnen kann) mehr vorhanden ist, das Feld behalten, so daß also das zufällige Heterogenität seinen Sieg complet macht.

Aber oft kann ihn diese Hoffnung, durch glänzende Verwundung und trotzigte Aufforderung seine Gegner zu demüthigen, sehr täuschen. War oft ist alle Macht, eh' noch das Treffen bis in die Mitte vorgerückt ist, in der Hand bloß des einen der Verbündeten vereinigt, so daß dieser mit freyer Wahl auf die trotzigste Herausforderung antworten, kleine Fragmente seiner edleren Kräfte ohnbeschwert abgeben, und darüber die grimmen Anfälle des Fehde-Champions ruhig abwarten, d. h. der Verschwendung seiner kostbarsten Kräfte mit kleinen Aufopferungen zusehen, daraufhin aber mit um so kräftigerem Nachdrucke ihn selbst angreifen, ins Gedränge treiben und überwältigen kann. Vielmal kann diesen Gewaltigen am Schluß des Gefechts eben die obgemeldete Heterogeneität begünstigen, welche in andrer Situation den Haupt-Champion, wie gedacht, zum Sieger machen konnte. Beyden (einzeln) kommt sie aber nur in dem Falle zu gute, (wie überhaupt jedem Streiter,) wenn der unmittelbar vorhergegangene letzte Kraftausfall geglückt ist, und keine homogene Gewalt mehr im Hinterhalte liegt, also auch nicht mehr reagirend auf den Plan oder zum Vorscheine kommen kann.

Ad 3) Angriff und Vertheidigung, Beyhülfe und Zurückzug sind in allen diesen Debatten an Zeit und Ordnung gebunden. Nach gemessener fester Vorschrift gewisser Fehde-Artikel, und nicht nach Willkühr, darf gegenseitig ins Treffen gerückt, losgeschlagen, vertheidigt, oder Succurs beygebracht werden. Wenn der Held die Fehde angekündigt, und zugleich allgemein die Art bedeutet hat, wie er der Form nach vorhabe, den Kampf zu unternehmen, und sothane Fehde-Ansage zu recht angenommen worden, so

ent:

entscheidet so fort die Localität seiner Situation, ob ihm auch das Vorrecht zukomme, den Streit mit dem ersten Angriffe zu beginnen, oder ob dasselbe einem der zweien Verbündeten gegen ihn gebühre? Diese Ordnung im Ausfalle ist von wichtiger Bedeutung und Folge, und hat Einfluß weithin auch aufs hitzigste Waffengemenge bis ans Ende des Streits. Die Festsetzung blos folgender drey Fälle ist aber dabey namentlich zu bemerken:

entweder der Held beginnt, wegen persönlicher Localität, die ihm blos günstiger Zufall anwies;

oder sein Gegner zur Rechten,

oder der zur Linken, ebenfalls blos durch locale Zufälligkeit hiezu berechtiget.

Im ersten Falle läßt sich die Fehde in der Ordnung an die in diesen Zeiten selbst vor Augen liegt;

Im zweyten fällt der Gegner zur Rechten zuerst aus, sein Freund folgt ihm durch unmittelbare Unterstützung im Angriffe des Helden nach, und der Held selbst rückt alsdann erst, als der letzte der Zeit nach, ins Feld hervor.

Im Dritten Falle beginnt der Gegner zur Linken, der Haupt-Held erwiedert sofort den Streich, und der Gegner zur Rechten rauscht nach ihm hervor, haut ihn, oder läßt den ersten Triumph seinen Freunde, — oder, wenns nicht anders seyn kann, dem Todfeinde selber!

So viel von dem ersten Coup, und von dem Benehmen der drey Ritter im allgemeinen dabey! Je nachdem diese Action ausgefallen ist, je nachdem beginnt die zweyte; wer Sieges-Zeichen in derselben davon getragen hat die Ehre, auch die Pflicht, die zweyte zu beginnen. (Dieß Gesetz besteht unabänderlich die ganze Feh-

de hindurch,) und die Munde oder der Kreis der Activität läuft darauf hin, wann der Siegende hervorgerückt ist, anhaltend von der Rechten zur Linken. Die dritte Action wird wieder durch die Oberhand im zwoten bestimmt, und so fortan, bis zur chamade!

Dieser gefechtlche Zwang ist manchmal dem Fehdes Champion sehr zuträglich, wenn z. B. sein Gegner zur Rechten, den Ausfall zuerst (es sey in welcher Action es wolle) hat unternehmen müssen, wo sofort dessen Genosse verbunden ist, (eh' er noch sieht wie der Champion den Angriff parirt) unmittelbar darauffin vorzurücken, und sich mit Offenheit leidend oder thätig zu erweisen. Nach dessen erschner Aeussierung nun richtet sich der angegriffene Held mit völliger Wahl in der Weise seines Widerstands. Hätte er sogleich auf den Angriff des ersten Genossen vorrücken, und sich in offne Wehre setzen müssen, so würde ihn wahrscheinlich die Befürchtung der möglich großen Gewalt die er von Seiten des zweyten, Genossen in seinem Sinne erwartete, veranlaßt haben, seine beste Kräfte mit sehr kostbarem Aufwande zu verschwenden, wenn auch gleich die möglich große Gewalt des im Hinterhalte ruhenden Feindes, nur als Blendwerk seiner Phantasie vorhanden, in der Wirklichkeit gar nicht existirte. Erfahrung hat den Helden vielfältig gelehrt, wie viel darauf ankomme, die Mäßigkeit dieser erst erwähnten Lage so viel wie möglich, zu vermeiden. Er ist daher listig genug, sich in mancher Action, zumal in der Mitte des Gefechts, absichtlich leidend zu verhalten, und seinem Gegner zur Rechten zu partikulär Siegen selbst behüßlich zu seyn, bloß um denselben dadurch zu nöthigen, der erste im folgenden

genden Angriffe zu werden, wodurch dessen Genosse zur unmittelbaren Mißthat im nächsten Momente gezwungen, er der Held, aber berechtigt wird, die ganze Zudringlichkeit seiner Feinde mit einemmale durch sicher gefaßten Gegenstoß abzuweisen. Aber mit ähnlicher Klugheit gehen daher auch oft seine Gegner gar geßiffentlich darauf aus, ihn gleichsam in die Mitte ihres Feuers zu führen, um durch Unschlüssigkeit verlegen, und durch Besorglichkeit irre zu machen. —

Endlich aber Ad 4) entsteht die höchste Verwirrung und die zusammengeßetzte Verlegenheit, wenn einer der Genossen, auf unvermuthet ihm zugefallene, (oft von ihm selbst erst im Feuer des Treffens wahrgenommen) hohe Kräfte sich brüstend, nicht nur die Abwendung der drohenden Gefahr, überwunden zu werden, zum fortgesetzten Zwecke seiner Bemühungen macht, sondern auch sich bezeugen läßt, seinen Genossen schnell ganz zu verlassen, und in ungetreuem Hochsinne als gemeinschaftlicher Feind gegen Beide aufzutreten, stolz emporstrebender Hoffnung voll, am Ende des Streits als Allein-Sieger triumphirend auf dem Schlachtfelde zu stehen, und die Ehre nebst allen Vortheilen ungetheilt davon zu tragen, welche dem Fehder-Helden, wenn ihn das Glück begünstiger hätte, zugefallen seyn würden. Dieser kühne Entschluß wird von dem schwächern Bundsgenossen, bald früher bald später entdeckt, weil jener Unredliche selbst geschicklich befügt ist, die geheime Wendung seines Plans so lang als möglich zu maskiren, und stillschweigend den veränderten Weg nach eigener Verschmittheit zu verfolgen. Manchmal entdeckt aber der Verlassene doch noch bey Setzen die List des Abtrünnigen, erwacht, rafft in gerechten Unwill

Unwillen seine Kräfte zusammen, und biethet der vordringenden Uebergewalt des falschen Freundes mit Nachdruck die Spitze, so daß der letztere nachgeben, und zufrieden seyn muß, den Held des Spiels nach rechtlicher Ordnung beyhülflich gedemüthiget, oder gemeinschaftlich mit dem andern niedergeworfen zu haben, und nothgedrungen dann seiner hohen Ansprüche auf alleinigen Selbst: Sieg sich begiebt. Diese Bemühung des gereizten Genossen, die erwählte Unerfättlichkeit des andern abzutreiben, kann aber von dem Haupt: Champion der Fehde zwischen durch sehr vortheilhaft benutzt, und zu eigner Erringung des Lorbers und Herbeiziehung des wohl schon aufgegebenen Sieges für sich aufs glücklichste gekehret werden, (indem auch hier des Livius Worte zutreffen; *discordia omnia facit opportuniora insidiantibus*;) denn da der totale Sieg dadurch für entschieden angenommen wird, wenn der Herausforderer in mehreren Actionen, als jeder seiner zweien Gegner, mit Sieges: Zeichen geehrt, triumphirt hat, so gewinnt er nicht durch die Zahl der Erschlagenen überhaupt gerechnet, sondern namentlich bald durch fünf: bald durch vier Triumphe; d. h. entweder so, daß seine Gegner (einzeln oder zusammengekommen) nur in 4 Actionen sich durchschlagen, er aber in fünfzen siegt,

oder so, daß der eine der Verbündeten dreyimal, der andere zweymal, er selbst aber viermal glorreich auf dem Kampf:Platze besteht, und Siegesbeuten davon trägt.

Die Kunst, auf die letztere Art die Kräfte der zweien Gegner zu vertheilen, und bey eigner ziemlich unzuverlässigen Stärke, das Treffen so zu wenden, daß der eine der

Ver:

Verbündeten nicht nur ein sondern zweymal, (gleichsam bloß pro forma) partikulär siegen muß, diese Kunst nun erfordert viele Uebung und Durchtriebenheit, um sich nicht zur Unzeit oder ungeschickt damit zu befassen; ist aber das letzte und einzige Rettungs-Mittel des Helden, dessen er sich nicht nur in dem bemerkten Falle entstandener Zwietracht zwischen den Verbündeten selbst, sondern überhaupt jedesmal zu bedienen pflegt, so oft er im Eingange des Treffens ohnvermuthete Streiche empfangen, oder überhaupt im Handgemenge mehrmals gedemüthiget, sich in verzweiflungsvoller Enge befindet.

Allein eben dieser Versuch des Fehde-Champions, demjenigen Gegner, welchen er für den Schwächern unter den zweien Verbündeten hält, zweymal die formale Ehre der Oberhand (in 2 Actionen) zuzuwenden, hat manchmal die unerwartete Folge, daß dieser für ohnmächtig gehaltene Feind, auch in einer dritten Action noch mit Sieges-Zeichen davon geht, und somit seinem Mitgenossen an Ehre und Ansehen gleichkommt, in so fern dieser nemlich ebenfalls zu drey Triumpfen schon gelangt ist. Bey dieser Wendung des Glücks wird der Fehde-Held jedesmal für rechtlich besiegt geachtet, weil die Zahl seiner Triumpfe denen seiner Gegner, bloß einzeln betrachtet, gleichkommt, nicht aber, der geselligen Erforderniß gemäß, ihnen überlegen ist. Den bloß drey geglückte sind niemals hinlänglich, ihm die Ueberwinder-Krone zuzuwenden. Wer überwinden will, muß an Kraft über zählig seyn, ist eine axiomatische Forderung in aller Befehdung. —

(Die Fortsetzung kann folgen. *)

II.

*) Es kommt darauf an, ob die bisherige symbolische Darstellung vielen gefallen wird. Trocken philosophisch hätte die

G r ü n d e

wider das im 6. St. dieses Journals v. d. J.
vorgeschlagene Duzen in der Anrede.

Daß man sich Du nennet, dich ist so wenig unnatürlich, als an sich ungereimt. Wir finden diese Gewohnheit fast bey allen alten Völkern, bey Griechen, bey Lateinern und im ganzen Orient, und der Verf. hat Recht, daß unser Sie, Er und Ihr Sprachfehler sind, indem das Erste und Letzte nicht Eine, sondern mehrere, das Zweyte aber eine abwesende Person bezeichnet. — Ob aber der Ursprung dieser neuern Gewohnheit eben in einer Periode der Verdorbenheit zu suchen sey, zweifle ich. Wann waren die Römer und Griechen wohl mehr zur Lasterhaftigkeit herabgesunken, als zu der Zeit, da sie sich duzten? Vielmehr halt ich unsere Mode einzig für Folge der Aufklärung.

die Abhandlung etwa so beginnen müssen. Im P. Hombre sicht (d. h. siegt particulär) entweder der gewählte Trumpf oder eine andere Farbe; als Zahl, oder irgend eine Farbe als unbeantwortliches Blatt (durch Heterogenität.) Mehr giebt es nicht Wege, Heute zu machen, als diese drey. Der Trumpf sicht entweder als Trumpf oder als Zahlgröße, oder als unbeantwortliche Farbe. Ein anderes Blatt sicht entweder als Zahlgröße oder als unbeantwortliche Farbe. Am beschränktsten ist der Gebrauch des Farbenblatts, das bloß durch Heterogenität Werth erhält. Nach Fixirung dieser Disfunktionen, (an deren lichte Vorstellung tausend mechanische Spieler nicht denken) läßt sich erst zu einer genaueren Metaphysik des Spiels selbst schreiten.

Klärung und feinern Lebensart: welche abzustellen oder zu verdrängen nichts anders hieße, als in der Kultur ohne Noth zurückgehen.

Wo die Benennung mit Du noch jetzt gebräuchlich ist, setzt sie entweder eine große Rauheit der Sitten oder eine besondere Vertraulichkeit voraus, die das Platte liebt. Jene war und ist noch bey vielen Völkern Ursach, daß sie sich Du nennen; diese aber findet das Duzen bequemer und natürlicher; weswegen es in der Freundschaft sehr gewöhnlich ist, und auch bereits unsre Damen anfangen, sich Du zu heißen.

Im Allgemeinen aber würden bey unsrer gegenwärtigen Verfassung und Aufklärung, wie bey der so sehr großen Ungleichheit und Mannichfaltigkeit der Stände ehe ein Paar neue Unterscheidungsbenennungen willkommen seyn, die man z. B. gegen eine gewisse Classe von Mittelstenten gebrauchen könnte, die zu vornehm sind, um sie zu duzen oder zu ihrzen, oder noch unbequemer, zu erzzen; und zu niedrig, als daß man den Titel Sie daran wagen könnte *). —

Der Unterschied der Stände, Rang, Herrschaft und Subordination würden freylich bey der allgemeinen Gewonheit sich Du zu nennen, so gut, wie ehemals bey Griechen

*) Man pflegt sich dann mit dem rauhen, unbequemen Er zu helfen. Schulmänner sprechen auch wohl durch man mit ihren Schülern; welches aber zu unbestimmt und noch unbequemer ist. — So haben wir auch kein Wort, welches man für das franzöf. Monsieur, wie wir es gebrauchen, bequem setzen könnte. —

en und Kömern und noch bey den Landleuten, die sehr häufig mit ihren Diensthoten, — mit denen sie etwa aufwuchsen — sich duzen, bestehen. Desto schwerer aber und verwirrender dürfte die Wiedereinführung dieser Gewohnheit in unsrer feinen Welt seyn. Wenigstens würde das Du nicht gut erwiedert werden dürfen, wenn der Rang zu sehr verschieden wäre, z. B. zwischen Obrigkeit und Unterthanen, Herrschaft und Diensthoten, Aeltern und Kindern; wenn nicht der vornehmere Theil sein Ansehn aufs Spiel setzen wollte. Auch müßte man bisweilen fürchten, daß auf diese Art einer nachtheiligen Vertraulichkeit die Hand gebohen würde, wenn der Bediente z. B. die Tochter des Hauses duzen dürfte. —

Kindern verzeiht man leicht die Albernheit, ihre Aeltern und andere Personen Du anzureden. Doch muß diese kindische Mode bald aufhören, wenn nicht das Kind an Politur und Feinheit der Sitten verlieren soll.

Die bekannte Anrede des Dichters aber auch an Könige entscheidet hier nichts; weil Gespräch nicht Gedicht und das Könniße der Dichtkunst ganz anders ist, als das Dekorum der mündlichen Rede.

Ob es endlich nicht manchem Stuker sehr gefallen möchte, wenn eine artige Schöne ihn mit einem süßen Du anredete; weiß ich nicht. Daß es aber Manchem auffallend oder gar widrig scheinen würde, wenn jede unbekannte Dame ihn Du nennen wollte, ist wohl außer Zweifel; wenn es gewiß ist, daß allzugroße Freyheiten *) das schöne

*) Alle diese Inconvenienzen, die der Herrn Verfasser anführt, würde das Duzen ohnstreitig haben, so lang es nicht

schöne Geschlecht eben so wenig kleiden und in den Augen der Männer empfehlen, als jene übertriebene ekelhafte Sprödigkeit.

Burlage in der Grafschaft

Diepholz.

III.

nicht absolut allgemein in unserer Sprache eingeführt werden könnte und der willkürliche Gebrauch des Sie, Ihr und Er dabey noch jedem frey bliebe. War es aber durch einen allgemeinen Reichs = Spruch, oder einen Schlag der Sauber = Ruthe, möglich zu machen, daß ganz Deutschland sich auf Einen Tag mündlich und schriftlich, wie das alte Rom und Griechenland, Du nannte, dann wäre das Du weder vertraulich, roh noch platt mehr, und verldhre überhaupt alle anstößige Nebenbegriffe und Verhältnisse, die jetzt noch seinen Gebrauch schwierig machen. Aber eben die Periode des Uebergangs von Sie, Ihr, Er auf Du, und die tausendfachen Vermirrungen die dadurch in unsern jetzt schon allgemein bekannten, und meistens mechanisch gelernten conoentionellen Verhältnissen des täglichen Lebens, die jeder Gelehrte und Ungelehrte, Vornehme und gemeine Mann, im Sprechen und Schreiben richtig bezeichnet, entstehen würde, so wie auch die total neue Form die dadurch unsere Bücher = Sprache und mit ihr zugleich ein Theil unserer Litteratur nothwendig bekommen müßte, dieß sind die mächtigen und vielleicht ganz unüberwindlichen Hindernisse, welche dieser unlängbar nützlichen Reforme unserer Sprache jetzt und vielleicht immer im Wege stehen.

D. S.

III.

III.

Vorschlag

einer neuen Mode in der deutschen Interpunction.

Wir ahmen so gern die Ausländer, in tausend Dingen nach, die uns entweder offenbar physisch oder moralisch nachtheilig, oder doch wenigstens eben so oft unbedeutende Bagatellen sind, und niemanden ist meines Wissens noch eingefallen, den Reichthum fremder Nationen in ihren Sitten, Gebräuchen, Wissenschaften, Künsten, Oekonomie, und Luxus, Sprache und Literatur, u. s. w. einmal genau zu durchsehen, ihn mit dem unsrigen in allen diesen Zweigen des menschlichen Wissen en parallèle zu stellen, und dann das, was sie in einem oder dem andern wirklich vor uns voraus haben, als Resultate seiner Untersuchungen aufzustellen, und uns zur Nachahmung zu empfehlen. Dadurch könnte gewiß Cultur außerordentlich verbreitet und das Reich der Wissenschaften beträchtlich erweitert werden? Aber, welche ungeheure Arbeit würde diese Bilanz nicht seyn! Ich fühle sehr wohl daß sie nicht das Werk Eines Mannes, und Eines Jahres wäre. Aber, was Einer allein nicht kann, sollten das nicht Viele zusammen bewerkstelligen können? Wenn jeder Gelehrte, jeder Künstler, jeder aufmerksame Reisende, nur in seinem Fache, und im gewöhnlichen Laufe seiner Arbeiten und Studien, Acht giebt, wie dieß oder jenes beym Ausländer und wie es bey uns ist, und das Resultat seiner Vergleichungen und Bemerkungen von Zeit zu Zeit der Welt mittheilt: so welche schätzbare Summe von Berichtigungen und Verbesserungen

ungen in allen Theilen der Wissenschaften und des practischen Lebens müßte dadurch nicht am Ende erscheinen! Ich werfe diesen Gedanken hin, so wie er mir kam, ungewiß ob ihn jemand aufzuheben werth finde oder nicht, und wage es vorjetzt nur dem Publico eine Bereicherung unserer Interpunction, die das Vorlesen eines Buchs, das Recitiren und Declamiren erstaunlich erleichtert. — allenfals unter dem Gewande einer neuen fremden Mode, wenn sie dadurch besser Eingang finden kann — vorzuschlagen und zu empfehlen.

Jeder, der oft laut und gut vorgelesen hat, sonderlich Gedichte, weiß wie unangenehm es ist, eine Frage oder Ausrufung nicht gleich beym Anfange der Periode erkennen, und darnach Ton und Gang der Stimme moduliren, zu können. Bey langen Perioden zumal ist diese Verwirrung, diese falsche Intonation des Vorlesers, des Declamateurs, unvermeidlich, wenn er erst am Ende der Periode entdeckt, daß sie eine Frage, oder eine Ausrufung ist; wofür er sie Anfangs gar nicht hielt, und sie folglich mit einem ganz falschen Gange der Stimme und Ausdrücke vortrug. Nun fühlt er den begangnen Fehler, stammlet, wiederholt die Periode nochmals richtiger, und indeßent ist der ganze Effect der Declamation und des schönen Vortrags dahin.

Dieser Unvollkommenheit, welche der Orthographie aller Nationen noch anklebet, haben die Spanier glücklich durch ein sehr leichtes Mittel abzuhelpen gewußt; sie setzen nemlich im Schreiben und Drucken immer das bekannte Frag- oder Ausrufungszeichen (?!) zu Anfange einer Frage oder Ausrufung, oder da wo sich die Periode

in der Mitte in eine Frage oder Ausrufung verwandelt, und sich folglich die Modulation der Stimme ändern muß, verkehrt (i) und zu Ende derselben, wie gewöhnlich, aufrecht stehend (!). Welch ein leichtes Mittel den Aragnosten augenblicklich zu benachrichtigen, wo er die Stimme verstärken, oder erhöhen, oder überhaupt wie er die beginnende Periode, sie sey noch so lang, vortragen muß! Seit 1750 findet man kein gedrucktes Spanisches Buch, worinn dieß orthographische Gesetz, welches die Königl. Spanische Akademie in ihrer vortreflichen *Ortografia de la Lengua Castellana* *) gab, nicht aufs genaueste beobachtet wäre.

2 Sollte dieß nicht eine Spanische Mode seyn, die werth wäre daß wir sie nachahmten? Sie ist so leicht; erfordert nicht einmal einen neuen Typen im Schriftkasten des Druckers; und giebt so viel Bequemlichkeit! Den Gebrauch davon zeige ich, von gegenwärtigem Artikel an, in diesem Journale unsern Lesern. Nur einige unserer besten Schriftsteller, wenn sie meinen Vorschlag, wie ich hoffe, nützlich finden, dürfen diese bereicherte Interpunction in ihren nächsten Schriften aufnehmen, und die Sache ist dann eingeführt, und der Gewinn für unsere Litteratur gemacht. Dichter und dramatische Schriftsteller, denen an richtiger, reicher, und deutlich bezeichnender Interpunction ihrer Werke, zu Behufe des Deklamators, so viel gelegen ist, werden am meisten dabey gewinnen, und wie würde ich mich freuen der teutschen Gelahrtheit durch Empfehlung dieser Mode einen kleinen Dienst geleistet zu haben.

*) *Ortografia de la lengua Castellana*, compuesta por la Real Academia Española p. 126. 127. 128.

IV.

Mode-Neuigkeiten.

1) Aus England.

London, den 8. Junii 1788.

Der Geburtstag der Königin den 5ten Jun., welcher sonst gewöhnlich auch der Geburtsstag neuer Moden an unserm Hofe ist, war es dießmal nicht. Die Damen erschienen zwar bey der Cour alle sehr schön und geschmackvoll gekleidet, keine aber hatte etwas auffallend Neues an sich; worauf auch hier eben nicht sehr Jagd gemacht wird. Folgendes bemerkte man im Allgemeinen über ihren Anzug.

- 1) Ihr Kopfsus, Hauben und Frisur waren sehr schmal und hoch; also gerade das Gegentheil vom vorigen Jahre.
- 2) Die Frisur an beyden Seiten zwar sehr tief, aber schmal.
- 3) Sehr lange Ohrenringe von Perlen oder Diamanten, und Perlenschnuren als Colliers locker um den Hals hängend.
- 4) Die Halstücher minder reich garnirt, und einfacher als voriges Jahr.
- 5) Die Ärmel sehr einfach, kurze Manschetten; die Kleider ohne Laß.
- 6) Die Kleidergarnirungen bestanden meistens aus einer Befestigung von Frangen unten um den Rock, und auf den Kleidern aus sogenannten Plattidüren in Stickerey von Silberlahn, bunter Holie, Taft und bunter Seide.

7) Fast lauter Schuhe mit Bandschleifen und ohne Schnallen sah man; die Gürtel um die Taille sind ganz verschwunden und man sah bey dieser Gelegenheit keinen einzigen mehr.

8) Die sogenannte *Casque* war die herrschende Modehaube.

Dies ist alles, was ich Ihnen von der diesmaligen Geburtstags-Feyer melden kann; wobey übrigens die Solennitäten die gewöhnlichen waren.

Dagegen muß ich Ihnen als einen Beitrag zur Geschichte des Luxus unsrer Zeit die Dekoration unsers Pantheon's zu dem famosen Ball der Bath-Ordens-Ritter, zu dem die Entree-Billards mit 6 bis 8 Guineen bezahlt wurden, beschreiben.

1) Das runde Vorzimmer

war rund herum mit den Fahnen und Wappen G. R. H. des Herzogs von York und der eilf neuen Ritter, welche Montags Nachts in der Kapelle Königs Heinrich VII. den Ritterschlag erhalten hatten, besetzt. Zwischen denselben hingen immer zweyarmige vergoldete Lustres, die so gestellt waren, daß man Wappen, Titel und Namen eines jeden Ritters deutlich sehen und lesen konnte.

2) Die Rotunda.

Ueber der Thür des großen Eingangs war eine weite Galerie errichtet, die auf zehn Säulen, die mit der Architektur des Pantheons harmonisirt ruhten. Diese Tribune war zum Speisen des Großmeisters und der übrigen Ordens-Ritter bestimmt. Die Tafel stand dem Orchester gegen:

gegenüber und gewährte eine freye Aussicht über das Gebäude und die ganze Versammlung; das Büfett formirte einen Halbkreis im Fond der Tribune. In den Nischen unter der herumlaufenden Galerie der Rotunda waren verschiedene Tropheeen von Helmen, Panzern, Streitärten, Fahnen und andern alten Ritter-Rüstungen so geschmackvoll errichtet, daß sie einen sehr romantischen und kriegerischen Anblick gaben. Unter der Balustrade der Galerie hingen Lorbeerkränze und künstliche Blumenfestons; und eben so liefen von den Pfeilern nach der Mitte der Cupole Blumenschmüren, welche mit Lampen von grün und weißen geschliffenen Glase vermischet waren, und einen herrlichen Effect thaten; desgleichen schwebten über den vier Oefen große Blumenkörbe, worinnen eine Menge bunter Lampen in Form der Blumen angebracht waren.

3) Das Orchester

war ohngefähr noch eben so decorirt, als bey des Königs letzter Gegenwart bey Gelegenheit der musikal. Fete; doch war jetzt noch hinter demselben ein schöner Tempel auf vier Säulen ruhend, in dessen Mitte eine große Sonne glänzte, angebracht.

4) Das große Tafelzimmer

war völlig in eine ungeheure Laube von Lorbeern und Orangen mit Blüthen und Früchten umgeschaffen. Die Bäume waren alle von der Höhe, daß sie bis an die Decke reichten, und mit den Kronen zusammenstießen. In den Punkten, wo sie sich berührten, hingen kleine Blumenkörbe, davon jeder vier Lichter trug, herab, und vor den

Bäumen und um die Pfeiler des Zimmers lief ein vergoldetes Gitterwerk.

Als ein wahres Naturmirakel bewundert man hier jetzt ein kleines dreyjähriges Kind, Miß Hoffmann, das kaum erst zu reden anfängt, und mit der wundernswürdigsten Fertigkeit die schwersten Sachen auf dem Claviere, Forte, Piano oder der Orgel spielt, und ein so feines und richtiges musikalisches Gehör hat, daß es in einem Nebenzimmer die ihm, auf welchem Instrumente es sey, angegebenen Noten immer richtig nennt. Die Eltern lassen dieß kleine musikalische Wunder No. 129 auf New Bond Street für Geld sehen.

2) Aus Frankreich.

Paris, den 10. Jul. 1788.

Der teutsche Held und Zwerg, von denen ich Ihnen neulich *) meldete, sind schon wieder aus der Liste unserer Nouvelles und Amusemens du jour verschwunden, und dafür erwartet nun unser Pariser Publikum mit offenem Maule und Augen die famosen drey Gesandten des Tipoo Saib, die den 9ten Jun. zu Toulon ans Land gestiegen, und sowohl dort als zu Marseille auf Befehl des Königs mit außerordentlichen Feyerlichkeiten empfangen und unterhalten worden sind. Sie heißen Mahomed Durvesch Chan, Achiroolly Chan und Mahomed Olchmann. Man sagt, daß ihre erste Audienz zu Versailles außerordentlich glänzend und prachtvoll seyn wird,

*) Julius, S. 285.

wird, daß ihnen zu Ehren verschiedene brillante Feten hier gegeben werden, der schöne neue Circus im Palais Royal zum erstenmale geöffnet, Herr Blanchard vertrieben werden und in den Thuilleries mit einem ungeheuern Ballon aufsteigen soll, und der Himmel weiß, was das Volk, das immer Panem et Circenses verlangt, noch all für Spectakel erwartet. Daß der Existenz dieser drey Weisen aus Nothgenland zu Paris von der Göttin Mode in ihren Annalen gewiß ein Denkmal errichtet werden wird, darauf können Sie so sicher rechnen, als daß wir nun bald Schuhe, Schnallen, Stöben, Fracks, Hüthe und Hauben à l'Etat généraux haben werden; denn der König hat endlich unterm 5ten dieses den ersten Schritt zu der längst so dringend begehrten Zusammenberufung der Stände des Reichs gethan und das erste Arret dazu publiziren lassen, das in einem außerordentlich sanften Tone abgefaßt ist, und vermuthlich wieder einige Tropfen Balsam in die Wunden der Nation gießen soll.

Unter die verbotenen politischen Modefarben gehört in Holland nun, nachdem das Orange wieder oben ist, auch das Weiß mit Franz. Lilien bestreut (Blanc aux fleurs de Lys) und es wurden neulich ein paar arme Pugnmacherinnen zu Utrecht, die dergleichen Huthschleifen gemacht und verkauft hatten, auf 6 Jahre darüber ins Zuchthaus gesteckt. Was es doch für ein gefährliches Ding um den Modehandel ist!

Eine andere neue politische Modefarbe ist bey uns im Dauphinee erschienen, wo die öffentlichen Unruhen erstaunlich gähren; und seit Anfange dieses Monats alles blau und gelbe (als die Livree des letzten Dauphins)

Huthschleifen, Stock und Uehänder, Garnirungen auf Dames, Hüthen und Kleidern trägt; wer diese Negide nicht an sich trägt, wird vom Pöbel insultirt und gemißhandelt.

Die Moden unserer Damen sind übrigens noch auf ihrem vorigen Standpunkte. Die Schöpferkraft der Götter ruht mit ihrer Zauberruthe, um vielleicht mit Einem allmächtigen Schläge desto größere Verwandlungen hervorzubringen. Indessen um nicht mit ganz leeren Händen vor Ihnen zu erscheinen, sind hier ein Paar Figuren, (Taf. 22.) an denen Sie verschiedenes Neues finden, das hier gefällt.

Die erste Figur trägt

1) eine *Cloche Anglaise*, oder weißen Englischen Waschhuth. Er ist in Form einer Glocke, davon er auch den Rahmen hat, von ganz fein gestreiften weißen baumwollenen Snowtinet, vorn und hinten eine große Schleife von breitgesäumten Emon oder Linon, Bänder, und hinten hängt ein Schleyer von gegitterten Flor herab. Da man diese Hütze sehr gut, wie ein anderes Stück Wäsche, waschen und folglich sehr lange tragen kann, sie auch wegen ihrer Simplicität gut kleiden, so empfehlen sie sich als eine ökonomische Tracht allgemein. Die Mode will sie zwar nicht zum vollen Anzuge, sondern nur zum Negligee und zur Morgenkleidung passieren lassen.

2) eine *Readingote* von weißen Taft oder Peking, mit einer schmalen cremoski und verr-pomme gestickten Bordüre und dergl. Knöpfen. Sie hat Revers und einen

einen dreyfachen liegenden und kleinen hochstehenden Kragen. Die beyden untern liegenden großen Kragen sind weiß und gestickt, der obere kleinere sowohl liegend als stehende Kragen, die Revers und kleinen Aufschläge der Ärmel *à la Marinière* sind grün und nicht gestickt. Ebenso ist der Rock darunter von apfelgrünem Taft oder Peking und nicht gestickt, sondern bloß mit einer weißen seidenen Frange eingefast. Man trägt gewöhnlich dazu

3) ein Mannsheid mit breitem Halse, Labor von Blonden und ein Engl. Mannshalstuch. Diese ganze Tracht ist überhaupt mehr Englisch als Französisch.

Die zweyte Figur (Taf. 22.) trägt, um den jetzigen Türkenkrieg noch in Andenken zu erhalten,

1) ein *Connet à la Sultane*. Die hohe Calotte ist von weißem Papier, Atlas; ein Schleyer von weißem Crepe steigt von der Stirn vorn auf einem Drathe liegend über die Calotte weg, und fällt hinten bis auf die Schultern herab. Die Enden davon sind mit Blondes besetzt. An der rechten Seite steht ein Papillon von dünnem Flor, und zur linken eine große Schleife von Lilas-Band mit Silber-Muscheln, hinter welcher ein Federbusch von weißen Hahnenfedern emporsteigt.

2) Goldene Ohren-Ringe *à la Lyre*.

3) Ein 4 bis 5 Ellen ins Viereck großes Halstuch von weißem Flor mit Blonden besetzt, vorn über der Brust gekreuzt, und hinten in der Taille oder auch unter den Schultern gebunden.

4) Eine Robe à la Turque von Taft à rayes ombrées, blaugelb, lilas, cramoisi und grün, blos vorn herunter mit weißen seidnen Frängen besetzt, und ohne alle weitere Garnirung. Das Corset darunter ist vom nemlichen Zeuche; der Rock aber ein weißer Transparent von Crepe, auf den Bänderweise kleine Lilas und grüne Fantaisie-Blumen von dünnem Atlas und Sammt geleimt sind, und der unten herum eine Halbala von Flor hat. Drunter wird ein weißer Taftrock getragen.

Hier haben Sie also die Dame en Neglige in Englischen Costüme und die Dame en parure in Französischem; ein paar Pendants für die Galerie der Moden, in denen man den Geist und die Charakteristik beyder Nationen nicht verkennt.

2) Aus Deutschland.

Berlin d. 6. Jul. 1788.

M. S.

Schelten Sie mich keine nachlässige Correspondentin, *) weil ich eine Weile mit meinen Beyträgen ausgeblieben bin. Ich ließ mir Fleiße einige Zeit verstreichen, um Ihnen

*) Dieser Bericht ist von der Hand einer unbekannten Berliner Freundin, die uns schon mit manchen angenehmen Beiträgen in unserm Journale beschenkte, und der wir unsern vollständigsten Dank hierdurch öffentlich sagen.

nen wieder eine allgemeine Uebersicht der jetzigen Lage unserer Berliner Moden zu geben, worinnen der Abstand von der letzten doch einigermaßen merkbar wäre; denn nichts ist ermüdender als ewige Wiederholungen.

Man nimmt hier, dem Aeußern nach, sehr lebhaften und allgemeinen Antheil am Türkenkriege; zwar giebt es kleine Ausnahmen; denn noch gestern sah ich ein Frauenzimmer sehr verwundert, wie sie davon sprechen hörte. Indeß wirkte diese Neugier so stark, daß sie sich auf der Stelle entschloß, ihre Toleranz gegen die Türken, und ihre Abneigung gegen die Kayserhöfe an den Tag zu legen, und bey einer anwesenden Modehändlerin sogleich einen 9/16 Ell. hohen Turban, bestellte, — denn so hoch sind die Köpfe auf den Coeurs als auch auf den übrigen sehr kleinen Hüten. So wie mans mit den großen Hüten übertrieb, so ist auch jetzt mit den kleinen; es bleibt bey vielen, vorzüglich bey denen, welche Damen vom ersten Range dragen, beim Nahmen, denn man setzt sie ganz hinter die Frisur, und selten behält ein solcher Damenhut die runde Form, die doch daß eigentlich charakteristische eines Huts ist, sondern er wird auf die seltsamste Art ausgeschnitten, ausgebanden, angezackt, oder sonst verstümmelt, daß es am Ende doch Turban ist.

Die Frisur ist eine irreguläre Menge von Locken, und die Hintern Haare werden in einen sehr langen unterwärts gerichteten Chignon unten mit einer breiten, weißen oder auch roten Bandschleife gebunden, getragen. Ganz allgemein sind die gestreiften Siebhüte, die wohl nur wegen ihrer Leichtigkeit und wohlfeilen Preises zum Negligée getragen werden; denn schön sind sie nicht, die Farben
darin

darin sind zu hart, und man kann ihnen gar keine Fason geben. Eine eben so gewöhnliche Art von Hüten sind die à la Tarare, mit einer kleinen Veränderung die sie simpler macht, sie sind von allen Farben von Laster, Glor, Stroh, oder was das neueste in dieser Art ist, von schmalen Streifen Pappe, die mit verschiedenen couleurs schmalen Bändern dicht umwickelt, und rundherum zusammen genäht sind. Schleyer werden weder an Coeurs noch an Hüten mehr getragen. Hahnenfedern trägt man hier noch immer, nur nicht mehr in ihren natürlichen Farben, sondern gefärbt und frisiert oder Rebhühnerfedern angeknüpft. Bisher an derte man die meisten Französischen Moden, nach dem mit mehr Modestie verbundenen hiesigen Geschmacke, allein an dem heutigen Anzuge fällt es sichtbar in die Augen, daß man vergebens dem Französischen Geiste widerstrebt; das lebhaftes darin wirkt zu stark, als daß es nicht die Damen, die ohnedem mit der Langenweile im ewigen Kampfe sind, am Ende, als das vielleicht oft einzige Mittel jenes Ungeheuer wenigstens aus ihren Gesellschaften zu verbannen, annehmen sollten. Eben dies Bunte ist auch in der Stif-Ferey herrschend; eine Weste mit einer Arabeskenkante; statt der Tasche links eine Landschaft mit einer Windmühle, oder einem Wasserfalle, rechts eine Baumschule von allen Europäischen und Indianischen Holzarten, ist nichts ungewöhnliches.

Ohrenringe überhaupt werden jetzt nicht besonders geschätzt; man trägt sie gern, doch bekümmert man sich nicht so angelegentlich darum, als um eine andere Sache, die mehr ins Auge fällt; indeß sieht man sie noch immer sehr lang, und mit Devisen oder Perlen.

Die *Fichus* sind sehr einfach; man behält das simple von den Chemisen und Bedingotesstüchern daran bey. Die zum völligen Anzuge, unterscheiden sich bloß durch eine Florschärpe, die gleich daran sitzt, von den gewöhnlichen. Schärpen erhalten sich sehr lange; ganz einfache von Band, glatt um den Leib, und vorn statt der Schnalle mit einem Medaillon, der eine unter Glas gelegte Malerey einfasst, oder hinten mit einer Schleife gebunden, sind allgemein.

Man hat vor einiger Zeit sehr feine wollene ostindische Tücher *) hergebracht, die wegen ihrer Leichtigkeit und Wärme über den feinsten Anzug, ohne ihm zu schaden, geschlagen werden können, allein da sie selten und sehr theuer sind, so macht man sie in demselben Geschmacke in Baumwolle eben so groß ($2\frac{1}{2}$ Ell.) weiß, und mit einer äußerst bunten Kante mit Veyfall nach. Freylich sieht es häßlich aus, allein es ist doch neu, und nicht so gemein wie die Enveloppen.

Um die Hals-Tücher festzuhalten, hatte man bisher Amors Waffen gebraucht; vermuthlich verfehlte dies den eingebildeten Zweck, und man trieb's aufs äußerste, — Dolche und Pistolen nehmen jetzt jene Stelle ein. Ins desß spielte der Witz der artigen Männer zu grausam mit dieser Idee, und man sah daß es gefährlich war, durch ein so auffallendes Zeichen an das Ende einer sentimentalen Liebe zu erinnern; oder einen muthigen Liebhaber durch

*) Dies sind die sogenannten ostindischen Schauls, deren umständliche Beschreibung wir im 1. Bande (od. Jahr- gang 1786) dieses Journals S. 122. geliefert haben.

ein solches ihm vor Augen gestecktes Memento der weiblichen Blöße, von einer Kühnheit, die er außerdem vielleicht gewagt hätte, abzuschrecken, u. s. w. Dies genau erwogen konnte diese Mode nicht dauern, und man trägt nun an der Stelle dieser Mordgewehre einen sehr großen goldnen Buchstaben im Halstuche, dieß giebt denn zu einem äußerst amüsanten Wettstreite Anlaß, seinen Nahmen dahin zusehen, wo er jedem schon von weiten entgegenstrahlt.

Die voriges Jahr so allgemein beliebten schwarzen Corsets und colorirten Röcke unter ein neßeltuchenes oder Florkleid sind ganz weg, die Kleider sind zwar geblieben, allein mit einem weißen Rocke darunter. Die Bouquets, wo man ein komplettes Lexicon von allen Europäischen Stauden und Blumen haben mußte, um die Menge und Mannigfaltigkeit derselben kennen zu lernen, und wozu man, wären sie Kinder der Natur gewesen, einen Harslemer Blumistengarten hätte haben müssen; sind etwas kleiner, und um den goldnen Nahmenszug am Halstuche gehörig zu präsentiren, an die Seite gerückt worden.

Die neuesten Bänder sind orange, mit schmalen colorirten Atlasstreifen, und aller Flor, buntgestreifter, weißer italienischer, schwarzer und noch anderer weiß gestreifter wird auf einer Maschine gekniffet, oder in der Kunstsprache gaufrirt. Ranten nebst muselinenen Tüchern trägt man sehr häufig.

Weiß und hellblau sind die dießjährigen Lieblingsfarben für die Damen. Ich habe mich erkundigt, warum man hellblau so sehr liebt, und zwey Ursachen erfahren, wovon mir aber nur die erste wahrscheinlich ist. Dem-
lich

lich sobald ein armer Erdensohn so eine vom Kopf bis zum Fuß himmelblaue Dame, wie die weiland berühmte Fee Orlande sieht, — so mußte das nothwendig den Wunsch erregen, der Besitzer dieses irdischen Himmels zu werden. Allein wie die Menschen sind! Sie vertauschen ihren Himmel so gern und so oft, wenn nur Gelegenheit dazu ist! Und blau wird daher künftiges Jahr vielleicht nicht mehr die Himmelsfarbe seyn. Die zweite Ursache, weil blau die Freymaurer-Farbe sey, ist mir deswegen unwahrscheinlich, weil der größte Theil unsrer Damen so in seiner Unschuld hinlebt, daß sie weder die Berliner Monatsschrift noch ein andres ähnliches Journal kennen, und daher weder von der Jesuitischen noch ächten Freymaurerey etwas wissen. Man sagte mir indeß, daß es gewisse Anhängerinnen dieses Ordens gäbe, und da blau die Leibfarbe desselben wäre, so machte man insgeheim den Männern, Freunden vom Hause und Liebhabern ein Compliment damit, und bey einer etwa noch unbekannten Sympathie zwischen verschiednen Personen wäre das ein Mittel, sich näher zu erklären, und es sey so viel als die Kreuzfahne, die die Missionarien mitführten, wenn sie auf die Proselitenzagd zögen.

Ich habe die Ehre mit vorzüglicher Hochachtung zu seyn &c.

* * *

Wien, den 16. Jul. 1788.

M. S.

Unser liebes Wiener Publicum amüßet sich jetzt seit einiger Zeit mit einem ganz eignen, noch nie zuvor gesehenen Spektakel, dessen Andenten — da es vielleicht bald

mit der ganzen Aeronautilk verschwinden und vergessen werden möchte — doch verdient in Ihrem Journale, als der Chronik der Sitten, Gebräuche und Amusements unserer Zeit, der Nachwelt aufbehalten zu werden. Ein gewisser Herr Englen nemlich, der sich schon seit einem Paar Jahren in mehreren Städten Deutschlands mit seinen aus seinem Goldschlager-Häutchen gefertigten und mit brennbarer Luft gefüllten menschlichen Figuren, die er als Aerostats (oder zu deutsch, Windbeutel) in die Luft steigen läßt, zeigte, hält sich nun seit einiger Zeit hier auf, und vertreibt unsern Wienern die Zeit und macht ihnen Spaß; als welches sie sehr lieben. Was er bisher gezeigt hat sind einzelne Figuren, eine Venus, ein Merkur, ein Reiter &c. lauter Sachen, die man schon gesehen hat. Aber jetzt kündigt er, um seiner Kunst die Krone aufzusetzen, für den 4ten August eine große Luftjagd an; eine stupende Fete, die ganz Wien in Erstaunen setzen soll und wird. Hier ist sein eigenes Programm darüber, das Ihnen den Plan deutlich erklären wird; und ich überlasse Ihnen, ob Sie in Ihrem beliebten Journale davon Gebrauch machen wollen.

Große Luftjagd

mit aerostatischen Figuren.

Mit allerhöchster Erlaubniß wird Montags den 4ten August Herr Englen die Ehre haben, seinen zweyten Versuch mit Aufstiegung seiner aerostatischen Figuren im Prater zu machen. Er hat zu diesem Ende eine Luftjagd von verschiednenen Thieren verfertigt; als, einen lebhaften Hirsch, ein ungeheures Wildschwein, und ein amerikanisches Wüsterthier, welchen große prächtige Hunde nachge-

schickt

schickt werden, die diese Thiere, besonders das Wildschwein vermöge ihrer mechanischen Einrichtung in der Luft erhaschen, fest halten, und sodann mit ihnen davon fliegen, welches wegen der prächtigen Gruppen, die sie formiren, und der besondern Stellungen, dem Auge das angenehmste Schauspiel darstellen wird. Den Beschluß macht ein Jäger zu Pferd; es ist der nämliche schöne Reiter, der das erstemal aufflog, dessen ma estätische Lustreise viele wegen des herannahenden Gewitters nicht abgewartet haben. Ueberhaupt wird dies ein so schönes Schauspiel ausmachen, vergleichen in Europa noch niemals gesehen worden ist; das erste, welches Herr Ensen wegen seiner Größe jemals unternommen, und womit er den verehrungswürdigen Einwohnern Wiens, als ein Zeichen seiner Dankbarkeit, für den gütigen zahlreichen Zuspruch, den Sie ihm bey seinem ersten Versuch schenkten, zuerst aufzuwarten, sich entschlossen hat. Diejenigen, die sich mit Eintrittsbillets in den Prater versehen, können diese sehenswürdigen Figuren durch Aufweisung ihrer gelösten Billets zuvor im Bürgerspital beaugenscheinigen, allwo sie täglich von morgens 9 bis abends 10 Uhr zu sehen sind.

V.

Der Pariser Elegant, von neuester Form und Schnitt.

Paris, den 28ten Jun. 1788.

Ich habe Ihnen das Portrait eines Pariser Elegants von neuester Form und Schnitt versprochen. Ich weiß,

daß ich damit beynahe eine Unmöglichkeit gewagt habe, denn ein jeziger Elegant ist ein wahrer Proteus, der täglich und stündlich eine andere Gestalt hat, den man nirgends packen und fixiren kann, der in nichts Stich hält; ein Taschenspieler, der Alles aus sich machen kann, was nur Oberfläche hat; eine bunte Seifenblase, die lieblich im Sonnenstrale glänzt, und wenn man sie fassen will, nichts in der Hand zurückläßt. Versuchen will ich indessen wenigstens, einige Züge von unsern jungen Leuten nach der Mode zu sammeln. Ich kenne kein treffenderes Bild, als folgende Skizze, die selbst eine unserer neuesten lebenswürdigen Schriftstellerinnen, *Mad. de Gouges* *), von unsern jungen evaporirten Eukern und ihrem Leben und Wesen mit Meisterhand gezeichnet hat. „*Actuellement*
 „*ces hommes aimables ne sont plus que des colifichers,*
 „*des Adonis pomponnés, bigarrés, musqués, suffi-*
 „*sans, mauvais railleurs, passant la matinée dans les*
 „*rues bottés et fourrés, rostant leurs locquets pour*
 „*n'avoir pas rempli ce qu'ils n'avoient pas ordonné;*
 „*vivant dans leurs cabriolets, jurant et pestant contre*
 „*tout le monde et sans colère, parcequ'il est du bon*
 „*ton de se facher sans sujet; écrasant tout ce qui se*
 „*rencontre sur leur passage; allant par tout, n'entrant*
 „*nulle part, jamais satisfaits de leur journée, appre-*
 „*nant tout et ne sachant rien; parlant de tout comme*
 „*des perroquets, jugeant a tort et à travers de ce*
 „*qu'ils n'entendent pas. Voilà le modele piquant de*
 „*nos jeunes-gens.*“

*) *Oeuvres de Madame de Gouges. 2. Vol. in 8vo. à Paris.*

Wie gesagt, diese Skizze ist meisterhaft und ganz nach dem Leben gezeichnet. Kaum wage ich es, sie noch mit folgenden einzelnen Zügen, Schatten und Farben weiter auszuführen, oder vielleicht — zu verderben. Doch es sey gewagt. Komponiren Sie das Bild selbst; hier ist das Detail dazu vom Kopfe zu Füßen *).

1) Ein Elegant trägt einen Huth à l'Androsmane, den er aber nicht eher aufsetzt als wenn, er im Wisky fährt.

2) Ein Elegant trägt eine ungeheure Frisur à grecque carré mit drey Reihen Locken à l'aile de pigeon, davon die unterste auf dem Nacken liegt, ein Toupet von wi den Krepp en dos d'ane, fendu à fer à cheval, und hinten einen sehr dünnen langen und erst zwischen den Schultern gebundenen steifen Zopf.

3) Ein Elegant hat bey den gesündesten Augen ein schlechtes Gesicht, und trägt daher statt, seinem Bamboo, jetzt, wenn er im Palais Royal oder auf der Promenade geht, beständig eine große Lorgnette in der Hand, mit der er jedermann frey ins Gesicht sieht, auch wenn er mit jemanden spricht.

4) Ein Elegant trägt ein sehr dickes Englisches Halstuch, das unter dem Kinn in eine große Schleife gebunden wird, einen Kropf bildet und auf einem sehr reichen und sehr bauschendem Labot von breitgesäumten Vattiste oder Saisons-Spitzen liegt.

5) Ein Elegant muß so bunt, als sein Urbild, ein Schmetterling seyn. Er trägt daher einen weit ausgeschnittenen Rock von roth, grün und gelbgestreift

ten Tuch à rayes ombrés, mit gleichem Tuche geführt, und durchaus mit rothen oder melirten Frangen gesäumt, entweder mit gleichfarbigen buntem seidenen Knöpfen, oder mit *Boutons à l'Architecture*, worauf alle beträchtliche öffentliche Gebäude von Paris und den Environs, sogar bis auf die *Petites-maisons*, gemahlt sind, um daran die Geographie von Frankreich und Topographie von Paris zu studieren. Auf das Schnupstuch ist gewöhnlich der Plan der Stadt gedruckt.

6) Ein Elegant trägt gewöhnlich, wenn er in Stiefeln ist, ein Gillet von Scharlach *en forme de Mouchoir* hochblau und in die *Carreaux* Schmetterlinge gestickt, und mit blauen Frangen; wenn er aber *en Chenille* in Schuhen ist, ein schwarz seidenes mit *ponceau* breiten Gittern und grünen Fantaisie Blumen gestickt, und mit breiten bunten Frangen.

7) Ein Elegant trägt hellblaue oder hellgrüne Hosen von Cashmir oder Basin, die sehr knapp anliegen, die Jaccettieren, Knopfscher und die Einfassung des Lages *cramoisi* oder bunt gestickt, und in beyden Taschen eine Uhr und *Montre-Boussole*, zum Deshabille mit Stahlketten, zum eleganten Negligé aber mit zwey langen goldnen und à Protestant emailirten Uhrketten.

8) Ein Elegant trägt ein bis zwey Finger breit gestreifte roth und grüne, oder roth und blau, oder grün und weiße seidne Strümpfe.

9) Ein Elegant trägt sehr flache lederne Schuhe, und darin silberne Schnallen, entweder hochoval mit einem Sterne

Sterne ganz ausgefüllt, oder mit Rebus und Chiffren, oder en Lozange, oder à la Turque, à la Chinoise. etc.

20) Ein Elegant fährt in der Stadt in seinem hohen Wisky allein zweyspännig, seinen Jockey hinter sich, in voller Carriere, und rädert jeden, der ihm nicht schnell genug entfliehen kann; ausser der Stadt aber vierspännig in seinem Wisket de Chasse, auf dem Hirsche reitend *), und hinter sich ein Paar Damen kutschierend; alles äußerst schnell; denn im Reiten und Fahren muß er ganz Engländer seyn.

Wollen Sie aus diesen einzelnen Zügen ein Bild zusammensetzen, so werden Sie so ziemlich den jetzigen Pariser Stutzer, der überhaupt unausstehlich ist, haben. Doch lassen Sie uns tolerant seyn! Hat nicht jedes Land, jede Nation ihre eignen Thoren und Gecken?

*) Die Wisket de Chasse sind eine Art neuer modischer Jagdwagen, die sehr lang gebaut sind, und sehr niedrige Räder haben. Der offene Kasten der in Riemen und Zedern hängt und gleichfalls sehr lang ist, hat hinten einen gewöhnlichen Sitz zu zwey Personen, die vordere Hälfte aber stellt einen ordentlichen Hirsch in Lebens GröÙe, ohne Läufe, vor, dessen Rücken mit Marroquin gepolstert ist, und worauf dann der Elegant, und manchmal noch einer oder zwey hinter ihm, wie die 4 Aymons Kinder auf ihrem RoÙe reitet, und selbst kutschirt, indem sein Jockey auf den beyden Vorder-Pferden sitzt. Es ist sonderbar, was die Gucht Neues zu erfinden, für abgeschmackte Formen, und technologische Ungeheuer liefert.

VI.

Ueber

den modernen Luxus des Thee-Trinkens.

Das jetzt so sehr beliebte Thee-Trinken ist ein schädlicher Luxus, der mit andern Bequemlichkeiten und Genüssen aus England zu uns herübergeschlichen, und beynahe schon, sonderlich in der höheren Classe der schönen Welt, allgemein eingeführt ist. Man besucht sich einander gegen Abend zum Thee; es ist den Damen so angenehm sich richtig um 6 Uhr einander beim Thee-Tische zu finden, sich traulich herum zu setzen, zu plaudern und zu scherzen. Dieß ist Englische Sitte, nun leider schon nach Teutschland verpflanzt. England ist das erste Land in der Welt daß jährlich eine ungeheure Menge, und gewiß mehr als China selbst, Thee verbraucht *), weil fast jedermann täglich in England Thee trinckt, und zwar ohne daß man eben so auffallend verwüstende Folgen für die Gesundheit davon bemerkte, als in andern Ländern. Allein in England wird das Thee-Trinken für die Gesundheit dadurch etwas weniger nachtheilig, weil man dort sehr spät zu Mittag, und Abends oft gar nicht isst, und viele starke Speisen und Getränke genießt, die durch den Thee verdünnt und gemildert werden. Dazu kommt auch die viele und starke Bewegung, welche sich der Engländer giebt; und daß in England fast gar kein Caffee getrunken wird. Lau-

*) Wenn man das Thee-Consumo von ganz Europa in 3 Theile theilt, so fallen 2/3 davon allein jährlich auf England.

ter Umstände die bey uns, und sonderlich bey unsern Damen nicht so sind. Unsere vornehmere schöne Welt führt meistens ein sitzendes, ruhiges, ja ich darf beynahe sagen trüges Leben, trinckt weniger starke Weine und Biere, aber dafür auch zweymal des Tags Caffee, ist zwar weiche aber dafür auch weit fetter bereitete Speisen und Backwerk als die Engländer; lauter Umstände die für sie den nun noch dazu kommenden täglichen Gebrauch des Thees nachtheilig machen müssen. Ich weiß daß man ihn in Holland zwar auch sehr häufig trinckt, und daß sogar einmal der bekannte Holländische Arzt Bontekoe einem jeden, zu Erhaltung seiner Gesundheit, täglich 40 bis 50 Tassen Thee zu trincken empfahl; allein dieß war eine Handels Spekulation der Ostindischen Compagnie, die Absatz machen wollte, und in deren Sold Bontekoe stand; und jedermann der Holland nur ein bißgen kennt, weiß, mit welchen Unannehmlichkeiten und Nachtheil an ihrer Gesundheit und Schönheit die Holländerinnen ihr zu häufiges Thee-Trincken bezahlen müssen. Der Thee ist bekanntlich ein narkotisches Mittel. Stark angemacht, wirkt er als dieß auf die Nerven, betäubt und schwächt sie; schwacher Thee wirkt hingegen als warmes Wasser auf den Magen, und schwächt seine Verdauungskraft; in beyden Fällen verursacht er also Erschlaffung, und alle daraus entstehende übele Folgen, Nervenkrankheiten, Krämpfe, und Migräne, Disposition zu kränklicher Empfindlichkeit der Haut gegen die Bitterung, und leichter Erkältung, Catarrhe, und bey Frauenzimmern noch manche andere ihrem Geschlechte eigene Krankheit. Nicht das was wir zuweilen sondern das was wir täglich thun, wirkt, wohlthätig oder schädlich auf unsere Gesundheit; sagt der vortreffliche

Engl. Arzt Wilh. Cadogan; und eben daher würde der Thee unschädlich seyn, wenn wir ihn nur zuweilen tranken, und die moderne Sitte und Mode der großen Welt ihn nicht, noch neben zweymaligem Caffee, Trinken unsern täglichen Nahrungs-Mitteln beygesetzt hätte. Nur für den täglichen Gebrauche oder vielmehr Mißbrauch the beßelben in Teutschland, halte ich es für Pflicht zu warnen, und jeder erfahrene Arzt wird dieß mit mir thun. Ich kenne Damen die Anfangs das Abend-Thee-Trinken nur aus Mode und Bon-ton mit machten, und sich jetzt so sehr daran gewöhnt haben, daß sie nicht mehr leben können, wenn sie nicht alle Abende von 6 bis 8 Uhr am Thee-Tische zubringen, und dabey täglich kränklicher werden.

Was ich oben sagte, daß wir nemlich von England diesen modernen Luxus erhalten haben, und der Thee-Tisch eine der Englischen Moden ist, die unsere Anglomantie so gern nachahmt, ist gewiß; denn wir hätten sie längst von Holland, das weit früher den Thee kannte und brauchte, annehmen können; allein England gab uns diesen Luxus in einem weit angenehmeren Behikel als Holland; es erhob die Tea-Table zur Ehre des Sammel-Plazes der feinen Welt, und der Damen und Herren von Bon-ton, versorgte kostbare Thee-Tische, Thee-Maschinen, und Thee-Zeug von schönster und geschmackvollster Form, kurz es verfeinerte diesen Luxus auf alle mögliche Art, und gab ihm dadurch Reiz für mehrere Sinnen, und so wanderte er von da zu uns, wie erst von Holland nach England über. Nach des Abbe Raynals Berechnung, welche die neuesten Parlaments-Untersuchungen über den Thee-Han-

del vollkommen bestättigen, verbraucht England allein jährlich über 13 Millionen Pfund Thee, davon höchstens 5 Millionen Pfund verzollt werden, und 8 Millionen durch Schleichhandel eingehen; der Minister Pitt behauptete sogar, daß dieß nicht einmal zulangen könne, da gewiß jede Person im Königreiche jährlich für 3 Pfund Sterling Thee brauche, jede Herrschaft ihrer Magd sogar jährlich 1 Guinee zum Thee accordire, und in London allein 35000 Theehändler und Theeschencken seyen. Welch eine ungeheure Summe, die England allein jährlich für das Vergnügen, sich Magen und Blut mit warmen Theewasser zu verderben, an China zahlt, das ihm noch dazu nichts dafür wieder giebt! — Könnte man sich angewöhnen den Thee kalt zu trinken, so wäre wenigstens eine von seinen schädlichen Eigenschaften, die er als warmes Getränk hat, gehoben. Die Gewinnsucht der Schleichhändler, deren Handwerk jetzt ziemlich in England gehärdert wird, hat überdieß (wie ich eben in einem Engl. Blatte lese) eine betrügerische Thee-Versälschung erfunden, die wegen ihrer directen Schädlichkeit für die Gesundheit, der Thee-Trinker größte Aufmerksamkeit verdient. Ein Handelshaup in Ostende nemlich, das bisher starken Schleichhandel mit Thee nach England trieb, hat, um das und noch mehr wieder zu gewinnen was es nun als Zoll drauf abgeben muß, das Mittel erfunden die Blätter vom Sumach (*Rhus coriaria*) so zu präpariren, daß sie dem Heysan Thee vollkommen gleichen, und sie unter den Bohea Thee zu mischen, um ihm dadurch das schöne Ansehen als grüner Thee zu geben. Dieser Betrug ist in London entdeckt, und das Publikum öffentlich dafür gewarnt worden.

Ich weiß daß ich durch diese Mathans: Predigt den Dank mancher schönen Dame, mit deren Schönheit ich doch so herzlich gut meine, gewiß nicht verdienen werde; allein ich wage es drauf hin doch Wahrheit zu sagen; und wiederholte zum Schluß nochmals Cadogans goldnen Spruch: „nicht was wir zuweilen, sondern das was wir täglich thun, wirkt wohlthätig oder nachtheilig auf unsere Gesundheit und Leben.“

J. K. L.

VII.

Tisch- und Trink- Geschirr.

Englisches Thee- Zeug.

So gern wir auch zugeben daß der sparsame Gebrauch des Thees, als ein hautöffnendes und Transpiration beförderndes Mittel allerdings wohlthätig sey, und der Thees Tisch etwas zu den Annehmlichkeiten des Lebens beitragen könne, so sehr sind wir doch mit dem Herrn Verfasser des vorstehenden Aufsatzes sowohl darinn einverstanden daß der übertriebene und tägliche Genuß des Thees bey unserer übrigen Lebens- Art schädlich sey; als auch, daß wir diesen Luxus hauptsächlich von England gelernt haben. Dieß beweist der ganze geschmackvolle Apparat eines Englischen Thee- Tisches, und die schöne Form und Materie eines Engl. Thee- Zeugs. Wir liefern hier eins dergl. vom neuesten Geschmack auf Taf. 24, zwar nicht als etwas unsern Lesern Neues und Unbekanntes, sondern

viels

vielmehr weil es zum Plane unsers Journals (als Chronick und Repertorium des Luxus und der Moden unserer Zeit) und zur Vollständigkeit desselben gehört.

Fig. 1. ist eine Engl. Thee-Maschine von braunem Glanz; Kupfer mit silbernen oder plattirten Verzierungen; und Fig. 6. ist der dazugehörige Hahn, welcher der Deutlichkeit wegen besonders gezeichnet ist. Die Engländer erhalten das Wasser darinnen gewöhnlich mit einem glühenden Stahle heiß, welches aber etwas mühsam ist, und doch die gehörige Wirkung nicht thut. Unser Hr. Hof-Kupferschmied Pflug in Jena, dessen Geschicklichkeit wir schon mehremals hier gerühmt haben, verfertigt dergl. Thee-Maschinen die an schöner Form Farbe und Politur den Englischen vollkommen gleichen, mit einer drinn angebrachten Kohlen-Pfanne; welches weit bequemer und wirklicher ist.

Fig. 2. 3. 4. ist eine Engl. Theekanne, Milchtopf, und Zuckerdose, von schwarzer sogenannter Basalt Waasre, blau und weiß in Petruischem Geschmacke gemahlt, aus Wedgwoods berühmter Petruia-Fabrik: und

Fig. 5. ist eine Englische schöngeschliffene gläserne Thee-Flasche, dergleichen man gewöhnlich zwey, zu Heysang- und Bohea-Thee, in einem schön gearbeiteten Kasten hat.

Nimmt man nun noch dazu einen geschmackvoll gearbeiteten Tisch, mit Bronze decorirt, und einem lackirten und schön gemahlten Blatte, so hat man den ganzen Apparat eines modernen Engl. Thee-Tisches ziemlich vollständig.

D. S.

Anekdoten.

Der verstorbene Bischoff von Amiens *M. d'Orléans de la Motte* war einer der vorreflichsten Prälaten und Liebenswürdigen Greise (er wurde 91 Jahr alt) in Frankreich. Er liebte Wit, und sagte häufig treffliche Bons-mors. Unter andern entdeckte ihm einmal eine vornehme Dame ihre Zweifel und Gewissens-Scrupel, in die sie die widersprechenden Aussprüche der Casuisten, welche sie über den Gebrauch der Schminke und ob sie Sünde sey oder nicht, gesetzt hatten, und bath um seine Entscheidung. „Sie haben allerdings gerechte Ursach, Madame, zu einiger Unruhe,“ antwortete ihr der Bischoff. Einige dieser Herrn, untersagen Ihnen den Gebrauch aller Schminke durchaus, wie eine Todtsünde, und scheinen Ihnen das her mit Rechte zu streng; andere hingegen erlauben sie ihnen wieder ohne die mindeste Einschränkung, und diese sünden Sie, wie billig, zu leichtsinnig. Beyde Theile gehn zu weit in der Sache. Ich bin dafür daß man in allen Dingen weder zuviel noch zu wenig thue, und das rechte Mittel (*un juste milieu*) halte, und erlaube Ihnen daher ohne Bedenken sich die eine Seite zu schminken.

2.

Equipagen = Luxus in Paris.

Nach einem mäßigen Anschlage sind jetzt funfzehntausend Equipagen in Paris, die Fiakers und Stadtlehns

lehnwagen dazu gerechnet. Zur Zeit Heinrichs des Vierten waren in ganz Frankreich nur zwey: eine für seine Gemahlin die andre für seine natürliche Tochter, Diana. Er schrieb einmal an den großen Sully: *le comprouis aller Vous voir, mais je ne pourrai: ma femme se ferra de ma coche.* (Ich dachte Sie heute zu besuchen; aber es wird nicht seyn können: meine Gemahlin braucht die Kutsche.)

IX.

Erklärung der Kupfertafeln.

Zweyundzwanzigste Tafel.

Zwey weibliche Büsten; Fig. 1. in Englischer und Fig. 2. in Französischer neuester Tracht; oben S. 323 ff. 323. näher erläutert.

Dreyundzwanzigste Tafel.

Ein Pariser Elegant von neuester Form und Schnitte, zum Art. V. gehörig.

Vierundzwanzigste Tafel.

Englisches Thee: Geschirr, so im Art. VII. umständlich beschrieben worden.

I n h a l t.

I. Philosophische Phantasien über das belletteste Spiel unsers Jahrhunderts, das L' Hombre. S. 298.

II.

344 Journal der Moden, August 1788.

II. Gründe wider das Duzen in der Anrede.	S.	310.
III. Vorschlag einer neuen Mode in der deutschen Interpunction.	;	— 314.
IV. Mode: Neuigkeiten.		
1) Aus England.	;	— 317.
2) Aus Frankreich.	;	— 320.
3) Aus Teutschland.	;	— 324.
V. Der Pariser Elegant, von neuester Form und Schnitt.	;	— 331.
VI. Ueber den modernen Luxus des Thee: Trinkens.	;	— 336.
VII. Tisch: und Trink: Geschirr, und zwar ein Engl. Theezug.	;	— 339.
VIII. Anekdoten.	;	— 342.
IX. Erklärung der Kupfertafeln.	;	— 343.



1.



2.









